

# HANSER



Leseprobe

Roberto Alajmo

Es war der Sohn

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Annette Kopetzki

ISBN: 978-3-446-23627-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23627-1>

sowie im Buchhandel.

Kaum hat er das Telefongespräch beendet, legt Tancredi ein Ohr an die Tür, um zu hören, was auf der anderen Seite vor sich geht. Doch weil die Tür sehr dick ist, braucht er ein paar Sekunden, bis er begreift, dass er die Ohrmuschel fest an das Holz drücken muss, wenn er einzelne Geräusche unterscheiden will. Der Versuch wird sehr sorgfältig ausgeführt. Als sein Ohr sich an der lackierten Oberfläche der Tür praktisch festgesaugt hat, fängt er endlich die letzten Sätze eines Gesprächs zwischen den Großeltern auf. Großmutter sagt: »... Fonzio, hast du alles verstanden?«

Und gehorsam wie immer antwortet der Großvater: »Ich setz mich hier hin, ganz ganz brav ...«

Es folgt ein Flüstern von ihm oder ihr, das Tancredi nicht versteht. Ein paar Sekunden vergehen, dann erklingt hinter der Tür wieder die Stimme von Großmutter Rosa: »Gut gemacht ... ja, so kannst du bleiben ...«

Dann hört er wieder nichts mehr. Die Großmutter geht nie besonders liebevoll mit ihrem Mann um. Aber darüber kann er jetzt nicht nachdenken, Tancredi hat selbst zu viele Probleme, um sich auch noch mit Racheplänen für Großvaters gekränkte Würde zu beschäftigen. Bei allem Respekt und Mitgefühl: Was kümmert ihn der Großvater, besonders in einem Moment wie diesem. Über seinen quälenden Gedanken und

der schlechten Akustik verpasst er den gesamten Fortgang des Dialogs, der ihn gewiss interessiert hätte, sehr sogar. Wäre es ihm nämlich gelungen, etwas zu erlauschen, hätte er genauer erfahren, was seine Familie wirklich über ihn denkt, vor allem nach dem, was in der letzten halben Stunde passiert ist. Vielleicht war es nicht mal eine halbe Stunde: Alles ist innerhalb von fünfzehn Minuten oder sogar weniger passiert. Sicher ist nur, dass Tancredi vor einer halben Stunde noch geschlafen und nicht einmal warnende Vorzeichen im Traum gesehen hat, nichts, was erahnen ließe, was binnen kurzem geschehen würde. Er versucht, sich zu erinnern, doch es gelingt ihm auch nicht, einen Traum zu rekonstruieren, der im nachhinein als Grenzscheide gelten könnte zwischen seinem Leben davor und danach, dem Leben, mit dem er sich von nun an wohl oder übel wird abfinden müssen.

6 Je länger er über die Sache nachdenkt, desto weniger kann er sich einen Reim darauf machen. Es ist nicht einmal auszusprechen, dass er sich noch inmitten eines Alptraums befindet. Ja, er hofft es sogar. Er hofft, dass er im nächsten Augenblick aufwacht und seine Mutter erblickt, die ihm lächelnd eine Tasse Kaffee anbietet, damit das Erwachen aus tiefem Schlaf weniger traumatisch ist. Vor allem aber hofft er, beim Aufwachen auch seinen Vater zu erblicken, der hinter der Mutter steht und ihr Vorwürfe macht, weil sie ihren Sohn verwöhnt, indem sie ihm den Kaffee bis an das Sofa bringt, wo er die Nacht verbracht hat. Er würde es hinnehmen, wenn sein Vater laut wird, wenn er seine Wut an ihm auslässt und ihm die ersten Momente nach dem Aufwachen verdirbt wie schon Hunderte Male zuvor. Er würde sich misshandeln lassen, auch das ist er gewohnt, und diesmal wäre er bereit, alle Gemeinheiten stumm zu ertragen, sogar eventuelle Ohrfeigen, einfach alles. Denn wenn er noch aufwachen könnte, wenn seine Mutter ihm noch den Kaffee bringen könnte, wenn insbeson-

dere sein Vater sich wegen des Kaffees, den die Mutter ihm bringt, aufregen könnte, dann würde das nur eins bedeuten: dass sein Vater noch lebt.

Doch dem ist nicht so, und Tancredi weiß es genau: Das alles kann nicht mehr geschehen, weil sein Vater sich auf der anderen Seite der Tür befindet. Mitten im Wohnzimmer. Auf dem Fußboden. Tot. Um genau zu sein: ermordet. Das Wort verletzt Tancredi, es ist ein Riss, der ihn schmerzhaft durchfährt. Aber er tut gut daran, sich auch an die grausamsten Aspekte der neuen Situation zu gewöhnen. Die glücklichen Zeiten der Familie Ciraulo sind vorbei.

Jetzt hört er hinter der Badezimmertür nur Gemurmel, das Weinen seiner Mutter und der Großmutter, abgerissene Sätze. Ihm ist sogar, als könnte er das Schweigen seines Großvaters hören. Tancredi weiß genau, dass der Großvater ebenfalls dort ist und dass er nicht spricht, weil auch er fassungslos ist angesichts dessen, was sich soeben vor seinen Augen abgespielt hat. Erst jetzt wird Tancredi bewusst, dass er nicht einmal mehr Zeit gehabt hat, mit dem Großvater zu sprechen. Es ist alles viel zu schnell gegangen. Gut, das ist nun nicht mehr zu ändern. Vielleicht hätte er ihm nichts Wichtiges zu sagen gehabt, aber zwischen dem Großvater und ihm hat es immer ein stillschweigendes Einverständnis gegeben. Sie hätten sich angesehen, beide hätten die Augen gesenkt, und das hätte genügt. Andererseits war da ohnehin nichts mehr zu machen.

Tancredi löst das Ohr von der Tür, im Moment gibt es sowieso wenig zu hören. Er lässt seine Blicke schweifen und versucht, Trost in der Umgebung zu finden, die nunmehr seine Welt ist. Das Badezimmer ist ein Limbus, in dem er für ungewisse Zeit eingeschlossen bleiben wird. Ein Limbus, in dem er nicht mal zwei Schritte hintereinander machen kann, ohne gegen die sanitären Anlagen zu stoßen. Hinter dem Klo gibt

es allerdings ein Fensterchen. Einer der beiden Fensterflügel ist an einer Ecke gesplittert, doch die Milchglasscheibe ist noch nicht unwiderruflich kaputt. Das Fensterchen könnte ein Schlupfloch zur Außenwelt werden, es liegt jedoch hoch oben, und die Mauer ist sehr dick; um es zu öffnen, müsste man auf den Klodeckel steigen und sich weit vorbeugen. Das lohnt sich nicht und wäre auch keine gute Idee, da er besser daran tut, sich so wenig wie möglich blicken zu lassen. Wenn er schon hier drin eingeschlossen bleiben muss, dann lieber ganz und gar eingeschlossen, ohne einen Blick auf die Wirklichkeit da draußen, die Anlass zur Reue oder Sinnesänderung geben könnte.

8 Er bemerkt, dass er noch immer das tragbare Telefon in der Hand hält. Es stellt die einzige Verbindung zur Außenwelt dar, die ihm geblieben ist. Er könnte jemanden anrufen, während er die kommenden Entwicklungen abwartet. Mariantonia nicht. Das ist zwecklos. Er hat sie schon angerufen. Sie haben besprochen, was es zu besprechen gab. In Wahrheit nicht viel: Nachdem sie gehört hatte, was passiert war, war ihr nichts Besseres eingefallen, als die Rede darauf zu bringen, welche Auswirkungen der Mord an seinem Vater auf ihre Beziehung haben würde. Sie hatte angefangen zu weinen, wie üblich, und er hatte wie üblich nichts gefunden, was er ihren Tränen entgegensetzen konnte. Also hatte er sich hinter seiner Trauer verschanzt und nichts mehr gesagt. Sie hatte versucht, ihn aufzurütteln, doch wenigstens dieses eine Mal meinte er im Recht zu sein: Er hatte andere Sorgen.

Tancredi rechnet sich aus, dass ihm noch ein paar Minuten bleiben, um jemanden telefonisch von dem Geschehen zu benachrichtigen, bevor die Polizei kommt. Der Gedanke ist ihm lästig, denn er möchte nicht derjenige sein, der allen erzählt, wie die Dinge gelaufen sind. Nicht nur das: Selbst wenn er Lust zum Plaudern hätte, er wüsste gar nicht, an wen er sich

wenden sollte. Tancredi hat keine Freunde, mit denen er so befreundet wäre, dass er ausgerechnet jetzt mit ihnen reden könnte. Also begnügt er sich damit, das Telefon zu betrachten und sich zu fragen, wozu das Telefon ihm in einer misslichen Lage wie dieser nützen könnte. Und zwangsläufig kommt er zu dem Schluss: zu nichts, hier und jetzt ist das Telefon ein nutzloses Utensil. Allenfalls könnte er es den anderen zurückgeben. Vielleicht muss seine Familie telefonieren. Womöglich fällt ihnen gerade ein, dass das Telefon drüben bei ihnen gebraucht werden könnte und zurückgeholt werden muss. Tancredi ist versucht, das Badezimmer zu verlassen und ihnen das Telefon auszuhändigen. Er steht auf, geht zur Tür und will klopfen. Im letzten Augenblick hält er jedoch inne, weil er erkennt, wie lächerlich es wäre, wenn er von innen an die Badezimmertür klopft, weil er herausmöchte. Andererseits erscheint es ihm riskant, ohne Vorwarnung die Tür zu öffnen. Wer weiß, was er auf der anderen Seite vorfindet. Fest steht, dass sein Vater tot mitten im Zimmer liegt, und die Erinnerung an diesen Anblick genügt, damit er auf das Verlassen des Badezimmers, egal in welcher Form, verzichtet. Verglichen mit der Aussicht, auf die andere Seite zurückkehren zu müssen, erscheint es ihm gar nicht mehr so übel, hier eingeschlossen zu sein. Da draußen herrscht der Alptraum, vor dem er fliehen möchte. Also bleibt er besser, wo er ist. Er legt das Ohr wieder an die Tür und hört die Stimme des Großvaters, der versucht, Tancredis Mutter zu beruhigen: »Loredana, lass das doch ...«

9

Nein, eigentlich möchte Tancredi lieber nicht zuhören. Er geht von der Tür weg und sucht erneut nach etwas, was er tun oder denken könnte. Doch in diesem Badezimmer gibt es im Grunde nichts, was eine eingehende Beschäftigung lohnen würde. Da ist zum Beispiel die Klobrille aus rosa Plastik. Das einzige Detail, das zu dieser Klobrille anzumerken wäre, ist,

dass sie schon immer einen Defekt hatte: Der Deckel bleibt nicht von allein oben, wenn er angehoben wird. Probiert man es, steht er nur wenige Augenblicke, dann klappt er wieder zu. Manchmal scheint er durchzuhalten, doch irgendwann fällt er unweigerlich wieder nach unten. Wenn man pinkelt, braucht man also immer eine freie Hand, damit der Klo-deckel oben bleibt.

Gerade als er sich schon fast an die Idee gewöhnt hat, dass es nichts zum Nachdenken gibt, erfährt er durch das Fenster etwas, was angesichts der Situation unvermeidlich scheint, dem er jedoch unbewusst zu entkommen hoffte: das Sirenen-geheul der Polizei. Oder der Carabinieri, das macht keinen Unterschied. Doch es muss die Polizei sein, Tancredi meint sie am Geräusch der Sirenen zu erkennen. Erst in der Ferne, dann immer näher. Sie kommen. Dann bleibt der Lärmpegel stabil, und er begreift, dass sie angekommen sind: Die Autos haben mit quietschenden Reifen direkt vor dem Klofenster-chen angehalten.

10 Es folgt noch etwa eine Minute, in der Tancredi nichts anderes tut, als sich zu konzentrieren und zu warten, bis die Polizisten die Treppe heraufgekommen sind. Er versucht, sie sich vorzustellen, und malt sich aus, wie sie mit gezückten Pistolen zwei Stufen auf einmal nehmen. Das geht allerdings nur bis zum ersten Stock, weiter oben funktioniert das Licht im Treppenhaus nicht mehr. Nach ihren kühnen Sprüngen bis zum ersten Treppenabsatz werden die Polizisten langsamer geworden sein. Sie haben wahrscheinlich versucht, sich an den Wänden entlangzutasten. Aber die Wände sind widerlich, der Putz ist abgeblättert und voller Risse, fasst man sie an, hinterlassen sie einen feuchten Schmierfilm auf den Fingerspitzen. Wahrscheinlich sind die Bullen schon nach wenigen Sekunden nur noch mühsam und vorsichtig Stufe für Stufe vorwärts gekommen, von einem Ekelgefühl übermannt,

das der im Treppenhaus herrschende Gestank nach Urin und Speiseabfällen sicher noch verstärkt hat. Ihr Pech.

Tatsächlich vergeht ziemlich viel Zeit, bevor sie in die Wohnung stürmen. Tancredi schaut auf seine Uhr. Seit das passiert ist, was passiert ist, sind nicht mal zwanzig Minuten vergangen. Jetzt hört man aufgeregte Stimmen, Befehle, jemand schreit. Doch von alledem kann er nur ein schwaches Echo erhaschen. Einige Stimmen übertönen die anderen, eine gehört einem Polizisten, die andere seiner Mutter. Arme Mama: Ihr Mann ist tot, und sie wird gezwungen, sich einem Verhör zu unterziehen. Wieder legt Tancredi das Ohr an die Tür und lauscht. Es sind Fragen, die sie sicher nicht hören will, denn sie antwortet mit bruchstückhaften Sätzen, fast irre: »Man hat ihn mir umgebracht!«

»Signora, reißen Sie sich zusammen.«

»Umgebracht hat man ihn mir!«

»Ich weiß, Signora.«

»Verstehen Sie, dass man ihn mir umgebracht hat?«

»Das verstehe ich, Signora.«

»Verstehen Sie das? Verstehen Sie das?«

Nein, offenbar versteht der Polizist nicht. Ein letztes »Verstehen Sie?« wird angereiht, es verhallt unbeantwortet.

Dann hört Tancredi auf der anderen Seite nur noch konfuse Geräusche, die Stimme des Polizisten, der aufgereggt ruft: »Helft mir, helft mir doch!«